Ninon Hesse

Lieber, lieber Vogel

Briefe an Hermann Hesse,
ausgewählt und erläutert von
Gisela Kleine

Suhrkamp

Ninon Hesse
Lieber, lieber Vogel
Briefe an Hermann Hesse

Ausgewählt, erläutert und
mit einem Essay eingeleitet von
Gisela Kleine

Suhrkamp

Lieber, lieber Vogel

An Ninon

Daß du bei mir magst weilen,
Wo doch mein Leben dunkel ist
Und zwischen Träumen eilen
Und alles voll Gefunkel ist –

Daß du in dem Getriebe
Des Lebens eine Mitte weißt,
Macht dich und deine Liebe
Für mich zum guten Geist.

In meinem Dunkel schaust du
Den oft verborgenen Stern;
Mit deiner Liebe mahnst du
Mich an des Lebens süßen Kern.

H H

Erste, handschriftliche Fassung von Hesses
im Dezember 1927 entstandenem Gedicht »An Ninon«.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung
Editorische Notiz
1910
1913
1915
1918
1920
1921
1922
1926
1927
1928
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1940

1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
Zeittafel
Verzeichnis der Personen und Werktitel
Bildnachweis

Einleitung

»Gedacht, wie durch eine laufende Brieffolge nicht so sehr ein Bild des Schreibers entsteht als ein Bild des Empfängers.«

Ninon Hesse, Tagebucheintragung vom 23. Januar 1965

Als Ninon Hesse diesen Satz in ihr Tagebuch schrieb, war sie mit der Herausgabe einer Brieffolge beschäftigt, den Jugendbriefen Hermann Hesses. Was sie über die Profilierung des Empfängers durch den Schreibenden feststellte, gilt auch für ihre eigenen Briefe: Sie war ein dialogischer Mensch, der beim Abfassen seiner Mitteilungen stets den Briefpartner vor Augen hatte, seine Erwartungen, seine Empfindlichkeiten, vermeidbare Einwände oder erwünschte Zustimmung.
Die Briefform war die ihr gemäße Ausdrucksweise. Sie brauchte ein Gegenüber, um den Gedankenfluß voll strömen zu lassen. Zur eigenen Abgrenzung war ihr der Partner unerläßlich; im Zwiegespräch gewann sie Klarheit über sich selbst. Ihr Denkprozeß spiegelt sich im sprachlichen Einkreisen, in Wortwiederholungen oder Wortvariationen, im Folgern und Aufsplittern ihrer eigenen Behauptungen, in Ausrufen und emphatischen Doppelungen, durch die sie den Gesprächspartner überzeugen wollte. Dieses spontane Auftauchen und Ausgestalten ihrer Gedanken während des

Niederschreibens machen den Reiz ihres Briefstils aus, der stets die Eigenheiten des Empfängers einbezieht und ihn dadurch charakterisiert.
Die hier veröffentlichte Brieffolge, die sich über die Jahre 1910 bis 19*62* erstreckt, soll wie ein Tagebuch Ninons gelesen werden, das ihren Lebensweg nachzeichnet und vor allem eines bezeugt: ihren unabweisbaren Drang nach geistiger Ausweitung und immer neuer Welterfahrung. Schon in ihren ersten Briefen an Hermann Hesse schilderte die Vierzehnjährige das Leben ihrer Familie in einer von gesellschaftlichen Zwängen beherrschten Kleinstadt, aus denen sie ausbrechen möchte. Sie weist sich als leidenschaftliche Leserin aus, deren Einbildungskraft die Grenzen der Wirklichkeit aufsprengt; sie ist bemüht, sich von der regelstrengen Umgebung abzuheben und einen Wissens- und Bildungsnachweis zu erbringen, der sie berechtigt, Briefpartnerin eines Dichters zu sein. Die »Tagebuch-Briefe« zeigen ihre Entwicklung von der jugendlichen Adorantin zur hingebungsvollen Geliebten und geistigen Weggefährtin Hesses bis zur mütterlich sorgenden Beschützerin seiner Altersjahre.
Ihre Briefe verdeutlichen zugleich den großen Bogen, den ihr Leben zog, und das nicht nur in räumlich-geographischem Sinne. In Czernowitz, der Provinzhauptstadt im östlichsten Kronland der Habsburgischen Monarchie, wurde sie 1895 als Tochter des Dr. Jakob Auslaender, eines bekannten Strafverteidigers der Bukowina, und seiner Frau Gisela Anna geb. Israeli geboren; ihr Weg führte sie als Studentin der Wiener Universität über den im Ersten Weltkrieg aufschäumenden Völkerkessel der österreichischen Hauptstadt nach Paris und Berlin und schließlich in Hesses Tessiner Dorf; von dort aus unternahm sie ausgedehnte archäologische Reisen

zu ihren mediterranen Sehnsuchtszielen in Griechenland – ein Weg, der zugleich die Spannweite ihrer geistigen Entfaltung kennzeichnet.
Da Ninons tagebuchähnliche Brieffolge nur auf einen einzigen Empfänger, Hermann Hesse, ausgerichtet ist, mag mancher Leser vermuten, daß darin nur eine Schmalspur ihres Lebens sichtbar wird. Was bleibt in diesen Briefen ausgespart, ungesagt, was wird als ihr Erlebnis- und Gedankenkreis stillschweigend vorausgesetzt? Einleitung und biographische Verbindungstexte füllen diese Lücke aus: Sie stecken den Rahmen ab, in den die Brieflektüre eingeordnet werden muß. Ein zeitgeschichtliches Breitenspektrum, das alle Verzweigungen von Ninons Leben einbezieht, habe ich schon in der Paarbiographie »Ninon und Hermann Hesse – Leben als Dialog« geboten (jetzt suhrkamp taschenbuch Nr. 1384 mit dem Titel »Zwischen Welt und Zaubergarten – Ninon und Hermann Hesse«). Dafür konnte ich 50 Briefwechsel Ninons auswerten, darunter auch ihre Schreiben an Eltern, Schwestern und ihren ersten Ehemann, den 1883 geborenen Wiener mit dem Pseudonym Benedikt Fred Dolbin, den sie am 7. November 1918 in Wien geheiratet hatte und mit dem sie in lebenslanger Freundschaft korrespondierte. Ihr umfangreicher Nachlaß bot mir authentische Quellen: ihre Tagebücher, eine Mischung aus Selbstbefragung und Wortgefecht mit einem imaginären Partner, etwa das im März 1932 begonnene »Tagebuch der Schmerzen« oder ihre im gleichen Jahr abgefaßten »Versuche und Gedanken zur Treue«, in denen sie durchlittene Zweifel und innere Kämpfe während des Niederschreibens zum Ausgleich brachte, um an ihrer einmal getroffenen Entscheidung für ein Zusammenleben mit Hesse, dem schwierigen und hochempfindlichen

Partner, festzuhalten; ihre autobiographischen Romanentwürfe, in denen sie die Kluft zwischen Anspruch und Verzicht überbrückte; Notiz- und Merkbüchlein, akribisch geführt mit knappen Bewertungen der Tagesereignisse; Kurzgeschichten und Gedichte; Buchbesprechungen und wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Archäologie und Mythologie. Alles, was sie schrieb, ging sie selbst an, alle Themen, die sie aufgriff, dienten der Erkundung oder Steigerung ihrer eigenen Existenz. Reisetagebücher zeugen von der Beglückung des Wieder-Holens alles dessen, was sie vor dem Vergessen sichern wollte, denn Vergessen hieß: Verlieren. Niederschreiben wurde für sie zur Rettung, war Aufarbeitung, war ein zweites, oft versöhnendes Hervorbringen kränkender Erfahrungen. Was immer sie in ihren stimmungsgetragenen Selbstzeugnissen bewahrte, verrät ihren nie gestillten Expansionsdrang, der sich auf alle Lebensbereiche erstreckte; der Fernweh erzeugte und Belesenheit, Erlebnishunger und Wißbegier, Detailbesessenheit und kühne Hypothese, Verlangen nach Freiheit und das Bedürfnis nach religiöser Einbindung, den Weg nach Innen und die Suche nach einem ihr gemäßen Lebensklima, das sie schließlich im »Griechischen« – im weitesten Sinne dieses Begriffs – fand: ihre »Heimat des Geistes«.

Hesse stand im Brennpunkt ihrer Existenz, seit sie ihm als vierzehnjährige Schülerin ihren ersten Brief geschrieben hatte. Nach der Lektüre seines Frühwerkes »Peter Camenzind« hatte sie ihm mitgeteilt, daß ihr der Romanschluß unglaubhaft erscheine. Konnte ein begabter Dichter sein unvollendetes Werk in die Schublade einer Gastwirtschaft legen und sich in seinem Heimatdorf als Wirt hinter den Schanktisch stellen? Das machte für sie

eine Anfrage bei Hesse notwendig. War es einem Dichter, einem »Berufenen«, nicht auferlegt, dem Leben einen höheren Sinn zu verleihen? Nach ihrer Meinung müsse es für einen schöpferischen Menschen ein edleres Ziel geben als das des kleinbürgerlichen Durchschnittsglücks: Behagen und Geborgenheit. Daß Camenzind sein Werk unvollendet ließ, weil er dessen Voraussetzung, die für seine Dichtung notwendige Einsamkeit, scheue und in die Dorfidylle seiner Kindheit zurückfliehe, erschien ihr als »Verrat an seiner Sendung«. Schon in diesem ersten Brief ist das Muster vorgezeichnet, nach dem ihre Bindung an Hesse lebenslang verlief: rückhaltlose Anerkennung für seine Dichtung und zugleich die Besorgnis darüber, ob er im Konflikt zwischen werkfördernder Isolation und einer depressiven Sehnsucht nach Liebe und Gemeinschaft seiner Berufung treu bleiben könne. Die junge Leserin spürte sehr deutlich, daß es hier um die Leidensfähigkeit und Leidensbereitschaft eines Dichters ging. Sie erkannte schon Hesses zentrale Lebensfrage: Wie ist Freiheit mit Bindung vereinbar? Da sie annahm, daß sein Roman autobiographisch war, traf ihre Kritik an Camenzind, der sich selbst untreu geworden sei, zugleich dessen Autor. Hesse muß den Ernst der jugendlichen Schreiberin erkannt haben; er antwortete. So entspann sich zwischen ihm und Ninon ein Briefwechsel, in dem sie dem verehrten Dichter bescheiden und dennoch selbstbewußt ihre oftmals abweichende Auffassung darlegte.

Sie verteidigte weiterhin ihre hohe Meinung vom »Amt des Dichters«. Für sie war er »bildend« im wahrsten Sinne des Wortes, war ein »Menschenbildner«. Lesen war für sie ein dialogischer Selbstfindungsprozeß, sie übte gegenüber den Buchgestalten Abgrenzung oder Anverwandlung. Lesebesessen gab sie sich der Verführung durch Bücher

hin. Dichterworte beschäftigten sie, prägten sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis ein, bedeuteten Anspruch und Erhebung zugleich. Buchgestalten waren ihr oft vertrauter als die Menschen ihrer Umgebung. Aus dem Bedürfnis nach immer neuen Leseeindrücken erkannte sie bei aller Unsicherheit über sich selbst sehr früh *ein* Wesensmerkmal, das nicht anzuzweifeln war: »Ich weiss nicht, was ich bin, aber eine gute Leserin bin ich gewiss!« Gutes Lesen, darunter verstand sie ein erlebendes, ein schöpferisches – den dichterischen Prozeß nachgestaltendes – Lesen, bei dem die Bildkraft der Seele Anteil hatte. »Es genügt nicht, die Dichtung zu erfassen, man muss hinter ihr das ›Gedichtete‹ sehen – Lesen ist ein dem Dichten kongruenter Vorgang, ebenso wie Sehen dem Bilden (Malen, Bildhauern usw.) kongruent ist«, schrieb sie am 8. April 1936 in ihr Tagebuch. Lesen erzeugte für sie lebenslang eine Verzauberung, durch die sich die Grenzauflösung zwischen Wirklichkeit und Vision ereignete. Gemeinsam mit dem Autor gelangte sie in den Machtbereich seiner Phantasie, er erschloß ihr den Zugang zur »wahren Wirklichkeit«, der gegenüber die reale Umwelt als belanglose, als »sogenannte Wirklichkeit« verblaßte. Der Dichter wurde für sie zur Schlüsselfigur, denn er vermittelte zwischen beiden Wirklichkeiten – mehr, er stattete diese »wahre Wirklichkeit« durch die Magie seiner Worte aus, füllte sie mit den Gestalten seiner Einbildungskraft. Indem er dichtete, verdichtete er, filterte das Zufällige und Überflüssige des banalen Lebens hinweg. Darum bedeutete »Lesen« für Ninon: Teilhabe an der dichterischen »Verwirklichung«.

»Ins Paradies der Dichtung, allen geliebten Gestalten begegnen«, dieser Wunsch nach einer spirituellen Heimat durchzieht ihre Tagebücher. In der Literatur fand sie

Leitbilder und Lebensmuster. Sie identifizierte sich in den Stunden ihres Leseglücks auch mit Hesses Buchgestalten, und da diese autobiographische Züge trugen, auch mit ihm selbst. »Ich wusste, was ein Dichter ist, schon früh. Ich ahnte es, bevor ich es wusste. Ich wusste es, als ich ›Unterm Rad‹ und ›Peter Camenzind‹ gelesen hatte, mit 14 Jahren. Dieses Wissen wurde mit den Jahren vertieft: Die Ehrfurcht vor der Dichtkunst wuchs«, schrieb sie am 5. Juli 1934 rückblickend in ihr Tagebuch. Sie litt tief darunter, daß ihr zwar die Empfindungs- und Erlebnisfähigkeit eines Künstlers verliehen war, jedoch nicht seine Gestaltungskraft:

[…]
Ich möchte singen können, tanzen, rufen, schrein,
in Farben, Worten, Ton und Marmor Ewigkeiten schaffen,
Chaos gestalten, tausendfaches Leben leben:
Doch ich bin stumm und kann mich nicht befrein,
ohnmächtig kann ich nichts aus Nichts erschaffen,
und keine Flügel wollen von der Erde mich erheben.

Oft beklagte sie in Gedichten der Jahre 1917/18, daß sie »stumm, und gelähmt« sei, ihre »Ohnmacht« sie schmerze. Das Material der Begnadeten, Farbe, Stein, Ton und Wort, entzog sich ihrem Zugriff. Ihr geradezu zwanghafter Wunsch, Empfundenes im Werk zu entäußern, blieb unerfüllbar: »Und mutlos lasse ich die Arme sinken.«

[…]
Denn kein Gott vergönnte mir, schaffend
mich zu befreien wie jene Seligen,
über sich selbst hinaus Wachsenden,
die, das eigene Leid verklärend, Erlösung finden,

selber Göttern vergleichbar, neue Welten erschaffen.

Nach eigenen künstlerischen Versuchen erkannte sie, daß Anspruch und Begabung sich nicht deckten. In ihrer Scheu vor dem Unzulänglichen entschied sie sich, dem geliebten Gegenstand »Kunst« im Studium nahezubleiben. Sie erkannte selbstkritisch den so schmerzhaft empfundenen »Mangel«, aber ebenso die ihr eigentümliche Begabung: eine Kombination von intuitiver Einfühlung und analytischem Verstand. Sie schätzte sich selbst einmal als Alt-Österreicherin ein; in Wien hatte sie jene verfeinerte Lebensbejahung erlangt, die aus einer tieferliegenden, aber stets gegenwärtigen Schwermut aufblühte. Die Resignation der sinnenbegabten, untergangswilligen Literaten der Habsburger Endzeit befähigte auch sie, in Enttäuschung und Verzicht positive Gefühlswerte zu sehen. Sie sei gern traurig, gestand sie Hesse einmal, und hin und wieder möchte sie »nach Herzenslust trauern«. Ihre Fröhlichkeit stand stets im Widerschein des Ernstes, und ihr Lachen konnte jäh in Verstimmung oder Angst umschlagen. Wie sehr sie den Homo austriae verkörperte in seiner Mischung von Scharfsicht und Trägheit, von Wachheit und Weltabwehr, zeigt ein Gedicht, das ihren Wunsch nach traumversunkenem Einbetten in Phantasie und Leseglück, den Rückzug aus der fordernden Wirklichkeit, spiegelt:

<u>An eine gläserne Kugel</u>

Glaskugel du – sei meine Welt,
umgib gleich einer Muschel, Schale mich,
schliess mich in dir ein!

Lass allen Glanz der Welt in dir sich spiegeln,

verrate nichts vom Inhalt, den du birgst.
Lass jeden Strahl der Sonne sich an deinen Wänden brechen,
doch selber bleibe kühl und klar!

Vom Leid der Welt betaut sei deine kühle Hülle,
doch niemals dringe eine Träne in dich ein.

Sei Spiegel du! Ich fürchte diese Welt.
Vor Lust und Leid geborgen will ich in dir schlafen.

Durch den 1883 geborenen Wiener mit dem Pseudonym Benedikt Fred Dolbin erhielt sie das Geschenk bewußt erlebter Gegenwart. Sein kampffreudiger Zugriff auf die Welt zerbrach ihre kühle, gläserne Schutzwand; für ihn gab es keinen Rückzug in künstliche Traumparadiese und literarische Zaubergärten. Dolbin war hellwach für die gesellschaftliche Wirklichkeit. »Novarum rerum cupidus«, nannte Ninon den wendigen Großstädter, der mit seinem vulkanischen Temperament den aufrührerischen Zeitgeist Wiens nach dem Ersten Weltkrieg verkörperte. Als Ninon ihn kennenlernte, übte er noch erfolgreich den bürgerlichen Beruf eines Ingenieurs aus, doch sein mit Intelligenz gepaarter Tatendurst, sein quirliger Umtrieb in Wiener Kabarettisten- und Malerkreisen machten Ninons spontane Zuneigung verständlich: »Er war wie eine Wünschelrute, die da ausschlug, wo ›Kunst‹ war.« In einem Gedicht äußerte sie den Wunsch, sich neben ihm – von der »engen Schale des eigenen Ich« befreit – der Außenwelt zu öffnen:

Ninon Dolbin geb. Auslaender 1921, als sie Hesse zum ersten Mal begegnete

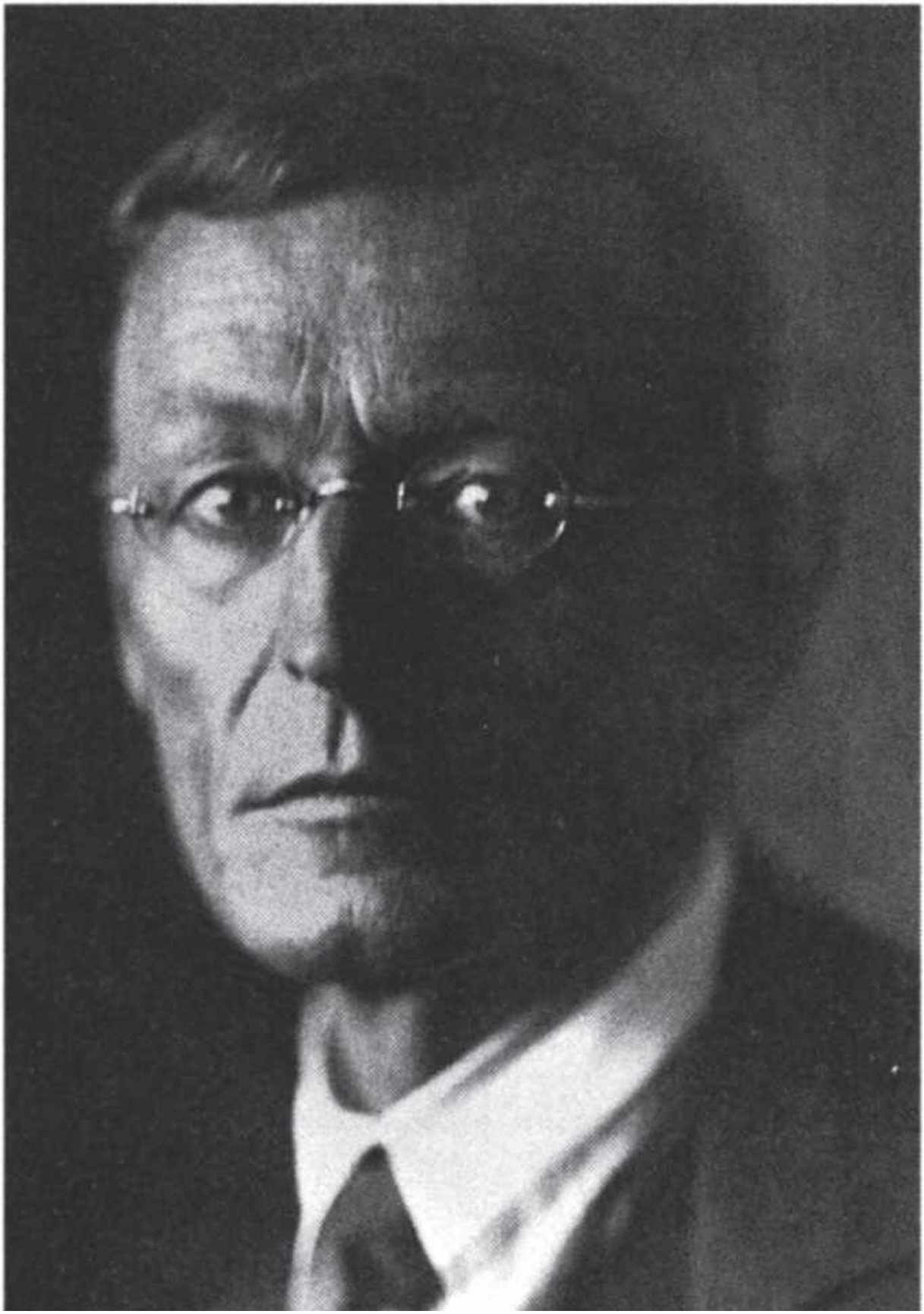
[…]
Wir sind arme, verblendete, törichte Menschen,
hilf doch Bruder dem Bruder den Irrweg verlassen,
hilf ihm, die enge Schale des eigenen Ich zu durchbrechen,
dass er aus sich trete,
um sich blicke,
in Demut erkenne.
Auf dass die grosse Stummheit einst von uns genommen werde
und dass wir Brüder sind von aller Kreatur!

Dolbins zwingendes Vorwärtsdrängen riß sie mit. Doch sein kreatives Ungestüm hatte auch eine Kehrseite: Er erwartete eine unbegrenzte Anpassungsfähigkeit und war verführbar durch jedwede Frauengunst. »Sieben Jahre lebten wir miteinander, lebten wir uns – zuletzt erfolgreich – auseinander«, bemerkte Ninon über die Ehe mit dem in den zwanziger Jahren kometenhaft zu internationalem Presseruhm aufsteigenden Karikaturisten.
Als Ninon Dolbin und Hermann Hesse sich im Januar 1921 zum erstenmal in Montagnola begegneten, waren beide verheiratet. Bei einem zweiten Besuch im Frühjahr 1924 traf Ninon »ihren Dichter« in einer Krisenstimmung an. Wieder einmal litt er unter dem Lebensverzicht für sein Werk, wieder einmal beklagte er sein Außenseitertum als ein fragwürdiges Opfer, das ihm sein Schriftstellerberuf auferlege. Seine jugendliche Geliebte, Ruth Wenger, die er auf ihren Wunsch hin im Januar 1924 in zweiter Ehe geheiratet hatte, lebte von ihm getrennt, weil sie ihre Selbständigkeit als angehende Sängerin nicht aufgeben

wollte und zudem das Zusammenleben mit dem hochempfindlichen, bei kleinsten Störungen reizbaren Schriftsteller allzu schwierig fand. Ninon spürte, wie sehr Hesse unter dem Entzug von Ruths Nähe litt und seine Beziehungslosigkeit als unabwendbares Geschick auf sich nahm.

Das bestätigte sich, als Ninon ihn nach einer zweijährigen Briefpause, durch die sie seine neue Ehe respektiert hatte, während einer Schweizreise wiedersah. Am 21. März 1926 besuchte sie ihn in seiner Züricher Winterwohnung, einer steppenwölfischen Dachklause, wo er sich seinen Besuchern als »Selbstmörder auf Abruf« zu erkennen gab. Er arbeitete an seinem Roman »Der Steppenwolf« und gestaltete darin die noch unbewältigte Leidenszeit seiner inneren und äußeren Isolation: »Seit bald drei Jahren fand ich aus meiner menschlichen und geistigen Vereinsamung und Erkrankung keinen anderen Ausweg, als indem ich diesen Zustand selber zum Gegenstand meiner Darstellung machte.« Diese »Vivisektion des eigenen Ich« durchlitt sein Protagonist Harry Haller, der spürte, »wie das Leben ihn ausstieß und wegwarf« und er der »Dreckhölle der Herzensleere und Verzweiflung« nicht mehr entrinnen konnte. Er schien in der »immer dünner und dünner werdenden Luft von Beziehungslosigkeit und Vereinsamung langsam zu ersticken«. Denn inzwischen erging es Hesse-Haller so, daß »Alleinsein und Unabhängigkeit nicht mehr sein Wunsch und Ziel waren, sondern sein Los, seine Verurteilung, daß der Zauberwunsch getan und nicht mehr zurückzunehmen war, daß nichts mehr half, wenn er voll Sehnsucht und guten Willens die Arme ausstreckte und zu Bindung und Gemeinsamkeit bereit war: Man ließ ihn jetzt allein.« Hesses Roman-Ich klagte: »Bindung entstand nirgends. Sein Leben zu teilen war niemand gewillt und

fähig. Es umgab ihn jetzt die Luft des Einsamen, eine stille Atmosphäre, ein Weggleiten der Umwelt, eine Unfähigkeit zu Beziehungen, gegen welche kein Wille und keine Sehnsucht etwas vermochte.«



Hermann Hesse 1926, im Entstehungsjahr seiner Erzählung »Der Steppenwolf«

Hallers Verzweiflung war die Summe alles dessen, was Hesse schon im Tagebuch 1920/21 für sich selbst befürchtet hatte: »Astrologisch schwere Oppositionen, die noch lange dauern werden und die sich in meinem Leben als schwere Hemmungen und Depressionen äußern. Oft fällt es mir lächerlich schwer, das Leben weiterzuführen und nicht wegzuwerfen, so leer und fruchtlos ist es geworden« (Februar 1921). »Ich schmeiße es hin, mein Leben, daß die Scherben klirren«, drohte er im »Tagebuch eines Entgleisten« (1922). »Mein Tun und Leben ist für niemand nütze, verläuft einsam in sich selbst, ohne Frucht« (Tagebuch 1921). Er ersehnt das »Entrinnen aus der Qual des Ich-Seins« und brachte den Wunsch, »die verfehlte Existenz auszulöschen«, in vielen seiner Briefe zur Sprache. »Der Konflikt liegt für mich in der völligen Unfähigkeit, mich im Gefühl und in den Lebensgewohnheiten an andere zu binden, weder an eine Frau noch an Freunde noch an Vorgesetzte oder was immer es sei« (Ende 1922 an Olga Diener). Anfang 1922 beschrieb er Hugo Ball seine leeren Tage in Montagnola: »Bin ich hier, so spucke ich einsam ins Kaminfeuer, lebe in einer gespenstischen Stille wie hinter einem trüben alten Spiegelglas, märchenhaft und nobel, aber ohne Kontakt mit Lebendigem.« Er vermisse, »was der Mensch braucht, einen Sinn und Mittelpunkt. Mir fehlt das, wenn ich auch zu Zeiten meine Schreiberei für einen solchen Sinn gehalten habe – er hat nicht genügt, und ich habe darum keine frohen Tage« (Mai 1923 an Hilde Jung). »Die Frage,

was ich künftig anfangen und wie ich mein Leben einrichten soll, um nicht dauernd der Verzweiflung gegenüberzustehen, wird immer brennender« (17. September 1925 an Alice Leuthold). Er klagte Leutholds auf einer handschriftlichen Postkarte: »Ich weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Hölle von freudloser Vereinsamung brennen muß, seit sieben Jahren bin ich darin.« Die Signale seiner Einsamkeitsnot häuften sich: »Ich bleibe immer allein und kann nie die weite Leere durchstoßen, die mich von den anderen Menschen trennt« (25. Januar 1925 an Emmy Ball-Hennings). »Wo ich da und dort mir versuchsweise die Welt wieder ansehe, zeigt es sich, daß ich eine Kruste um mich habe und nach irgendetwas rieche, was die Geselligen nicht vertragen können, so daß ich ganz von selber immer schnell wieder allein gelassen werde, auch wo ich das nicht mehr suche« (15. Mai 1925 an Stefan Zweig). Er empfand sein »Leben als mißglückt und weggeworfen«, und es gelang ihm nicht mehr, »einen Sinn in der Sache zu finden, in meinen Augenschmerzen, in meinem Lebensekel, in meinem Ekel gegen meinen Beruf, in meinem Ehe-Unglück etc.« (30. Juli 1925 an Hugo Ball). Er lebe »außerhalb der Menschenwelt ohne Familie, ohne jede Lebensgemeinschaft, beinahe jeden Tag vor dem Problem des Selbstmordes stehend« (Ende 1925 an Helene Welti). Er sei »monatelang beständig dicht am Selbstmord gewesen« (7. Januar 192*6* an seinen Stiefbruder Karl Isenberg). »Ich bin monatelang fast jede Stunde am Abgrund gegangen, und ich glaubte nicht, daß ich davonkommen würde, der Sarg war schon bestellt« (17. Februar 1926 an Hugo Ball). Er warnte davor, »sich die Ruine Hesse anzusehen« (7. Juli 192*6* an Heinrich Wiegand). »Ich bin des Lebens satt bis zum Erbrechen« (192*6* an Felix Braun). Zum Jahresschluß 192*6* wünschte er

sich gegenüber Emmy Ball-Hennings nur eines: »Die Courage zu finden, und mir den Hals durchzuschneiden«, und an seinem 50. Geburtstag, dem 2. Juli 1927, teilte er Hugo Ball als einzigen Wunsch mit, daß er den 51. nicht mehr erleben müsse.

Diese Zitate verdeutlichen, in welcher Verfassung Ninon den Steppenwolf-Autor im Frühjahr 1926 antraf. Hesses seelische Zerrissenheit, seine Einsamkeitsnot, in der er zeitweise den Alkohol als Tröster brauchte und krampfig und verdrossen bisher verpaßtes Leben, verpaßtes Lieben nachholen wollte, spiegelt sich nur verhalten in Ninons Briefen wider. Ohne die oben wiedergegebenen Notsignale, die er über Jahre an seine Freunde gesandt hatte, würde nicht verständlich, warum Ninon aus Wien in die Rufnähe Hesses zog. Es war *ihr* Entschluß, ihm in seinem Lebenstief zur Seite zu stehen. Er wäre in der anhaltenden depressiven Verstimmung und nach dem Scheitern seiner zweiten Ehe gar nicht in der Verfassung gewesen, jemanden zu sich zu rufen, Gefährtenschaft zu erwarten oder zu erwidern.

Hatte Ninon 1910 in ihrem ersten Brief dem über seine Einsamkeitsnot klagenden »Peter Camenzind« in jugendlicher Kompromißlosigkeit zugerufen: »Nicht resignieren, weiterdichten!«, so erkannte sie nun, daß Hesses Zerfall mit der Wirklichkeit radikaler war, entsprechend krasser waren die Warnungen, die er einer scheinbar tauben Umwelt entgegenschrie: sein immer wieder angekündigter Selbstmord. Aus ihrer Sicht hing von dem Ausweg, den Hesse diesmal aus seiner Selbst- und Lebensverneinung fand, nicht nur der Fortbestand seiner schriftstellerischen Arbeit ab; jetzt ging es nicht mehr um das Wunschwesen Dichter, nicht mehr um die literarische Attitüde. Jetzt ging es um den Menschen Hesse. Jetzt half

kein brieflicher Zuspruch mehr, sie mußte sich selbst einbringen.
Aber würde ihre Gegenwart sein körperliches und seelisches Leiden abmildern? Könnte sie heilend und versöhnend wirken? Vermochte sie die Leere zu überbrücken, die ihn von anderen Menschen trennte? Als Leserin all seiner verschlüsselt autobiographischen Bücher kannte sie seine janusköpfige Angst vor der Aufgabe seiner dichterischen Freiheit einerseits und vor dem ständigen Verzicht auf menschliche Bindungen andrerseits. Es ging um den Versuch, ihn nicht einzuengen und dennoch gesprächsbereit und verständnisvoll zu umsorgen. Spiegelten ihre frühen Briefe das emphatische Glücksgefühl, Gesprächspartnerin des Dichters zu sein, der sie seit der Kindheit mit Vertrauen erfüllt und dem sie sich in mancher Not anvertraut hatte, so war es nun der an Zweifel und Selbstqual leidende Mensch Hesse, dem *sie* Mut zusprechen wollte. Aus dem Schutzgott ihrer Jugend war ein schutzbedürftiger Mensch geworden: »Ich weiss, dass ich bereit bin, ihm zu folgen, wenn er mich ruft. Ich weiss, dass er mich liebhat und dass er Furcht davor hat, mein Leben an das seine zu binden, das kein Leben, sondern ein Martyrium ist«, teilte sie Dolbin am 13. April 1926 mit, und nach ihrem Entschluß, Hesse eine »lose Gemeinschaft« anzubieten, schrieb sie ihm: »Hesse lebt ein martervolles Leben. Er quält sich so fürchterlich, er leidet so unter dem Leben, und liebt es doch. Er braucht die Einsamkeit und leidet doch auch unter ihr – das ist alles ein solcher Komplex von Tragik – aber meine Rolle ist die entsagungsvollste in dem Drama von uns dreien: Hesse, der Mensch, der sich hat fallenlassen – Du, dem es freisteht, zu handeln, – *ich* schwebe in der Luft, *ich* bin allein.«

Die Briefe des Jahres 1927 beweisen ihren Mut: sie brach alle Brücken hinter sich ab, verkaufte ihr Czernowitzer Elternhaus, löste den Dolbin-Haushalt in Wien auf, verzichtete auf die Fertigstellung ihrer Archäologie-Dissertation. Sie wollte von allen bisherigen Aufgaben befreit sein, um Hesse – fast gegen dessen Willen – aus seiner lebensbedrohenden Krise zu retten.
Hesse warnte Ninon vor seiner Unfähigkeit, dauerhafte Beziehungen einzugehen; er schilderte sich als einen Mann, den jede feste Bindung neurotisch und unverträglich mache. Doch sie ließ sich nicht abschrecken und erkannte hinter seinen abweisenden Klagen über Alter, Gicht, Darmbeschwerden und Augenschmerzen seinen Wunsch nach Zuwendung. Bald betrachtete er, der »verlorene Sohn«, ihre Gegenwart als ein unerwartetes, rettendes Geschenk.
Die Gegner einer solchen »Rettungstheorie« behaupten gern, Ninon habe sich Hesse aufgedrängt; sie habe sich »ihren Dichter angeln wollen«. Andere hingegen, die Hesse in jenen steppenwölfischen Jahren nahestanden, sind davon überzeugt, daß nur sie ihm durch Kraft, Klugheit und liebevolle Geduld über die Phase exzessiver Selbstverneinung hinweghelfen konnte. Karl Isenberg, im Krieg seit 1945 verschollen, war der Lieblingsneffe Hermann Hesses und ist als Carlo Ferromonte in dessen Roman »Das Glasperlenspiel« eingegangen. Seine Frau, Lise Isenberg, schrieb mir: »Mein Mann sprach oft über die Bedeutung Ninons, er liebte und verehrte sie, und ich möchte deshalb hier in erster Linie seine Meinung mitteilen, die mit der meinen vollkommen einig war. Sie war sicher der einzige Mensch, der fähig dazu war, Hesse über die Jahre des ›Klein und Wagner‹, des ›Steppenwolfs‹, die Gedichte ›Krisis‹, die Verzweiflung, den Wunsch nach

Selbstmord hinweg zu geleiten und stärkend bei ihm zu sein bis zum ›Glasperlenspiel‹ und den Jahren der Weisheit, der Größe des Alters. Mein Mann sagte oft, ohne Ninon hätte Hesse wohl den Weg in den Abgrund genommen. Man hat es Hesse mit den Jahren seines Erfolgs zugestanden, ein Außerordentlicher zu sein, Welten entfernt von seiner Herkunft, seiner Verwandtschaft. Daß auch Ninon ein solch außerordentlicher Mensch war, das hatte man schon zu Lebzeiten Hesses nicht ohne Ressentiment hingenommen. Sie paßte in kein bürgerliches Schema von Frau, zu klug, zu gebildet, zu unbeugsam ehrlich, so ohne alle ›weiblichen Schwächen‹, die man belächeln könnte. Ich nehme an, daß man sie unbewußt, nicht aus bösem Willen vergessen machte. Vielleicht werden spätere Generationen gerechter sein« (*6.* Januar 1978).
Wahr und nachweisbar ist, daß die Spannungen, die Hesse in den steppenwölfischen Jahren fast zersprengt hätten, im Zusammensein mit der achtzehn Jahre jüngeren Ninon bewältigt wurden. Lebensüberdruß und Selbstzweifel verschwanden. Er gewann eine schicksals- und gemeinschaftsbejahende Einstellung, die sich auch in seinen Werken niederschlug. Von Lebensekel ist wenig, von Selbstmord überhaupt nicht mehr die Rede. Was Ninons »Verstehen« für »seines Lebens Wüsten« bedeuten könnte, hatte er schon ahnungsvoll im allerersten Gedicht ausgesprochen, das er *ihr* widmete – am 23. März 1926, dem letzten Tag ihres Zürichers Beisammenseins:

Ninon

Weit war der Weg, den Du zu mir gegangen,
oft bist Du unterwegs allein geblieben,
was für ein Traum, was für ein Glückverlangen
zwang Dich in all den Jahren, mich zu lieben?

Ach, mich zu lieben, den verlorenen Sohn,

bringt Zwiespalt nur und bittere Bedrängnis,
so viele Deiner Schwestern liebt’ ich schon
und wurde allen Irrweg und Verhängnis.
So viel Verstehen hab ich Dir zu danken,
hold klang Dein Ruf in meines Lebens Wüsten.

Am 27. März 1926 rief Hesse ihr, die schon nach Wien zurückgereist war, Verse nach, die ein verschlüsseltes Treueversprechen enthalten. Auf einem »Fest am Samstag Abend« hatte ihm eine Mailänderin gefallen:

[…]
Oh Ninon, Du darfst nicht schelten noch lachen,
die Mailänderin sah so traumhaft aus,
ihr Auge und Mund ist so klar geschnitten,
zwei Stunden lang war ich in sie verliebt,
ohne sie doch um mehr zu bitten,
als was jede Frau jedem Mann von selber gibt.
[…]
Und nun träum ich von Deinen schwarzen Haaren,
liebe Seele, wärest Du hier!
Meine Sehnsucht geht nur nach Dir,
niemals werd ich nach Mailand fahren,
[…]

Hesse, der immer bezweifelte, liebenswert – einer unzerstörbaren Liebe wert – zu sein, war durch Ninons unerschütterliche Zuwendung tief beeindruckt. In seinem Gedicht »Verse in schlafloser Nacht«, das wohl im Zusammenhang mit den exzessiven »Krisis« -Gedichten der Steppenwolf-Zeit entstand (das Typoskript ist undatiert), fürchtete er dennoch, die mondhafte Gefährtin, Lichtbringerin in seiner Lebensnacht, wieder zu verlieren:

[…]
Liebe Ninon, heute bist Du mein Mond,
scheinst in meine bange Finsternis herein,
wo mein Herz so verhängt und traurig wohnt;
Deine klugen, dunklen Augen sind voller Liebe.
Ach daß sie immer und immer bei mir bliebe!
Aber plötzlich bin ich dann wieder allein,

und aller Stern- und Mondenschein
kann meine schwarze Kammer nicht heller machen.
[...]

Im April 1927 stimmte Hesse Ninons Vorschlag zu, ein getrenntes Zusammenleben zu versuchen. Er vertraute darauf, daß Ninon seine Unabhängigkeit achten und ihm eine Gemeinschaft ohne gegenseitige Verpflichtungen bieten werde. Am 25. Juli 1927 berichtete er Helene Welti von einer Lebenswende: »Ich habe schon den ganzen Sommer meine Freundin aus Wien hier, d. h. eine Symbiose ist es natürlich nicht, sie wohnt im Nebenhaus und ißt im Restaurant, aber sie ist doch da, und damit ist diesmal mein hiesiges Einsiedlerleben etwas verändert.« Ninon respektierte die Ruhe, die er für seine Arbeit brauchte, teilte seine Weltabwehr und gestaltete aus seinem Einsiedler- ein Zweisiedlerleben. Durch diesen »Dienst an der Dichtung« verschaffte sie zugleich ihrem eigenen Leben Ausrichtung und Halt; hatte sie doch nach eigenen Worten zuviel Zeit im »Vorläufig« verwartet, um einer noch ungewissen Aufgabe entgegenzuhoffen, die keine Halbheit dulden, sondern ihren vollen Einsatz fordern würde. Für Hesse wurde ihre Gegenwart bald unentbehrlich. Am Ostersonntag 1928 bat er seine »Liebste«, die in Berlin ihren Mann besuchte, der sie durch Warnung und Verlockung wiedergewinnen wollte: »Ninon, liebes Herz, geh mir nicht verloren! Es ist mir nicht oft geglückt, jemand zu finden, der mich einigermaßen versteht (mir also verzeiht), einer war Hugo Ball, wenigstens ein Stück weit. Und jetzt habe ich bloß Dich.«
Ninon schrieb in ihr Tagebuch: »Als ich zu Hesse zog, wusste ich um die ganze Schwere dieses Schrittes.« Sie fügte hinzu: »Ich lernte es schwer, dieses lautlose Dasein und Verschwinden, das Immer-Bereit-Sein und Nicht-